

KATI SECK

Die Stille  
zwischen  
Himmel  
und Meer

Roman

an Ihren Urlaub dranhängen, wenn Sie möchten.«

»Ich hoffe, Selbiges gilt auch für mich«, sagte eine eisige Stimme hinter Hilde. Dann tauchte ihr Besitzer neben meiner Vermieterin auf. Ein Mann mit hagerem Gesicht und harten dunkelblauen Augen, die so gar nicht zu den Lachfältchen darum herum passen wollten. *Diese Augen sind zwei Löcher*, schoss es mir durch den Kopf. *Zwei blaue Löcher, die das Universum verschlingen und mich gleich mit.* Tief durchatmend streckte ich ihm meine Hand entgegen, die er geflissentlich ignorierte.

»Da bucht man Urlaub, um allein zu sein, und findet sich in einer WG wieder.«

Spätestens jetzt stellte ich fest, dass ich seine Stimme nicht mochte. Sie war nasal. Der Mann verstümmelte die Wörter, die er fast schon ausspie, und verschandelte die Sprache, mit der man doch so viel anstellen konnte.

Hilde trat einen Schritt zur Seite, und plötzlich verdunkelte sein Schatten den Hauseingang. Es war nur ein menschlicher Umriss, kaum einen ausgestreckten Arm breit, aber als ich die Tür zur Gänze öffnete, um Platz zu machen, hatte ich das Gefühl, dem leibhaftigen Unglück gerade Eintritt in mein Haus gewährt zu haben. Der Mann hatte etwas an sich, das mich dazu bringen wollte, nach draußen in die Sonne zu laufen.

»Wurde auch Zeit«, sagte der Mann. »Sebastian Winkler.«

»Ich bin Edda«, stellte ich mich vor.

Und dann standen wir da.

Zu zweit fremd.



## 4.

Ich wollte guten Willen beweisen. Deshalb machte ich mich am nächsten Tag auf, um Brötchen zu holen. Überhaupt wollte ich das bei allen Dingen in diesem Urlaub, guten Willen beweisen: Ich wollte bei geschlossenem Fenster schlafen. Ich wollte im Regen spazieren gehen und mit den nackten Füßen durch den Sand rennen. Ich wollte dem Himmel ins Gesicht lachen und mich überwinden, immer wieder und zu allem. Ich wollte Menschen erleben und das Leben selbst. Vor allem wollte ich den guten Willen beweisen, auch selbst zu glauben, dass ich all dies einmal tun würde.

Warme Brötchen waren auf jeden Fall ein Anfang, fand ich, als ich, die Tüte schwingend, den Kiesweg zum Haus zurücklief. Nicht nur für den guten Willen, sondern vor allem für die eher mies laufende Wohngemeinschaft. Die bestand bislang aus nicht mehr als ein paar Minuten mauerndem Schweigen und quietschendem Kofferrollen. Nachdem er sein Gepäck in das zweite Schlafzimmer gebracht hatte, war Sebastian für den Rest des Tages verschwunden und erst wiedergekommen, als ich schon schlief.

Drinne riss ich die Fenster auf, um etwas von der salzigen Luft zu schmecken, und deckte den Tisch mit allem, was ich im Kühlschrank vorfand. Sebastian war offenbar schon wach. Ich hörte es über mir in seinem Schlafzimmer poltern, als er die Schranktür öffnete und kurze Zeit später wieder zuknallte. Bisher wusste ich nur eins über meinen Mitbewohner. Er konnte auf extrem laute Art schweigen.

Im Wohnzimmerschrank fand ich zu meiner Freude Kerzen. Bei Isolde hatte ich nie welche haben dürfen, weil die Feuergefahr zu groß gewesen war. Nur an Weihnachten hatte sie eine Ausnahme gemacht. Dabei liebte ich den Geruch, wenn man sie mit einem Streichholz anzündete, und den aufsteigenden herben Rauch, wenn man sie wieder ausblies. Ich stellte ein flackerndes Teelicht auf den Tisch.

Weil es keinen Tee gab, versuchte ich, Kaffee aufzusetzen. Aber die Kaffeemaschine war komplizierter als die, die meine Mutter daheim hatte. Die vielen Knöpfe und die fehlende Bedienungsanleitung ließen mich ratlos zurück.

Als die Treppenstufen knarrten, richtete ich mich erleichtert von der Anrichte auf. »Guten Morgen«, sagte ich, um einen freundlichen Ton bemüht. »Kennen Sie sich zufällig mit Kaffeemaschinen aus?«

»Kennen Sie sich zufällig mit der Regelung *Jedem ein Schlafzimmer* aus?«, fragte Sebastian barsch. »Ich habe Ihnen Ihre leeren Reisetaschen vor die Tür gelegt. Die haben das halbe Zimmer eingenommen.«

Ich ignorierte seine Bemerkung und wies hartnäckig lächelnd auf die Kaffeemaschine. Sebastian seufzte theatralisch und kam zu mir. In der schmalen Küche war so wenig Platz, dass ich zum Fenster zurückweichen musste, damit er sich zur Maschine hinunterbeugen konnte.

Er roch nach Meer, so wie ich es vermutlich auch tat. Aber er tat es noch ein bisschen mehr. Dieser salzige Geruch wickelte einen so um den Finger, dass man ihn mit jeder Stunde bereitwilliger in sich aufnahm, sich ihm anpasste. Als ich mein verzerrtes Spiegelbild im Glas der Schranktür sah, dachte ich, dass es nicht mehr lange dauern konnte, bis das Blau in meinen Augen dem Ozean glich, bis meine Beine zu einer Flosse zusammenwuchsen und ich in die tiefblaue Freiheit hinausschwimmen konnte.

Ich schüttelte den Kopf und vertrieb diese abstrusen Gedanken. Stattdessen beobachtete ich, was Sebastian tat. Für mich sahen die ganzen Knöpfe, auf denen er herumdrückte, alle gleich aus, obwohl die verschiedenen Zeichen daneben sicherlich auf deren Bedeutung hinwiesen. Solche Kleinigkeiten waren für mich früher eine Herausforderung gewesen, bei der ich Schweißausbrüche bekam. Sie degradierten mich in den einfachsten Situationen zur absoluten Versagerin. Aber es wurde besser. Ich prägte mir genau ein, was Sebastian tat. Am nächsten Morgen würde ich es allein schaffen, da war ich mir sicher.

Da zischte der Automat, und ich machte erschrocken einen Satz nach hinten. Dabei stieß ich gegen ein Regal. Das Geschirr darin schepperte.

»Autsch«, stieß ich hervor und hob meine Hand zum Hinterkopf, an die Stelle, die schmerzhaft pochte.

Sebastian drehte sich mit einem genervten Seufzer zu mir um. Ich lief knallrot an und kämpfte gegen den Drang, zu flüchten, weil ich mir wie der größte Tollpatsch auf diesem Planeten vorkam.

»Alles okay?«, fragte Sebastian kurzangebunden. Sein Gesicht lag im Schatten, weil er vor dem Fenster stand und die Helligkeit mich blendete. Aber sein Gesicht war ohnehin eine einzige Maske, aus der ich kaum lesen konnte. Es ließ keine Regung zu, keinen Gefühlsausbruch, nichts, das darauf hindeutete, was sich hinter der Maske abspielte. Seine markanten Wangenknochen stachen zu spitz hervor und verliehen seinem Gesicht etwas unsäglich Bitteres. Wie Galle.

»Ja, sicher.« Ich ließ die Hand sinken, obwohl die Stelle noch schmerzte. Hinter uns begann die Kaffeemaschine leise zu brummen und dunkle Tropfen auszuspeien. Der Duft von gemahlener Bohne erfüllte die Küche.

Als Sebastian sich noch immer keinen Zentimeter bewegte und weiter auf mein Haar starrte, räusperte ich mich. »Ich habe den Tisch gedeckt«, sagte ich. »Und Brötchen geholt. Gleich um die Ecke ist ein ...«

»Ich weiß.« Sebastian rückte ab und ging zielstrebig auf den Tisch zu, wo er sich auf einen Stuhl setzte. Die Kerze schob er nachlässig zur Seite. Die winzige Flamme flackerte kläglich. Ohne auf mich zu warten, begann er sich ein Brötchen aufzuschneiden.

Und worauf sollte er auch warten? Wir kannten uns nicht. Wir waren unfreiwillig in dieses Ferienhaus zusammengesteckt worden. Ein Arrangement auf Zeit, der Unwillen hing spürbar in der Luft. Wir mussten uns nichts vormachen, nichts vorspielen, was nicht da war. Keine duldsame Freundlichkeit.

Ich wartete, bis der Schmerz abgeebbt und der Kaffee durchgelaufen war. Dann füllte ich ihn in eine Thermoskanne um und nahm diese mit zum Tisch. Einen Augenblick fragte ich mich, ob ich Sebastian Kaffee in seine Tasse gießen sollte, aber plötzlich fühlte sich diese schlichte Geste viel zu intim an.

Während ich stattdessen schweigend zu essen begann, musterte ich Sebastian so verstohlen, wie es nur möglich war, wenn man sich direkt gegenüber saß. Seine dunklen Haare standen vom Schlaf zerzaust in alle Richtungen ab. Ich wusste nicht, wie ich darauf kam, doch irgendwie dachte ich bei seinem Anblick, dass er in diesem Moment gut in die einsame, verwirrte Teerunde aus dem Wunderland passen würde.

»Woher kommen Sie?«, fragte ich schließlich, als das Brötchen aufgegessen war und das Schweigen zu lang wurde.

»Aus Bayern.«

»Bayern ist groß.« Mir gelang ein Lächeln.

»70550 Quadratkilometer, wenn Sie es genau wissen wollen«, antwortete er sarkastisch.

»Ich meinte eigentlich, wo genau Sie woh ...«

»Das habe ich schon verstanden.« Er seufzte tief. »Hören Sie: Mir ist die ganze Situation genauso unangenehm wie Ihnen.«

Ach, dachte ich, und ich hatte schon befürchtet, Sie würden vor lauter guter Laune gleich an die Decke springen.

»Ich bin gekommen, um Urlaub zu machen und einige Dinge zu erledigen. Allein. Wir werden miteinander auskommen müssen, bis ein weiteres Ferienhaus für Sie gefunden ist, aber solange möchte ich das Aufeinandertreffen möglichst vermeiden. Sie verstehen das doch?«

Ich zog eine Augenbraue hoch. »Ein Ferienhaus für *mich*?«, wiederholte ich, weil ich glaubte, mich verhöhrt zu haben.

Sebastian nickte fest.

Einen Moment war ich sprachlos. Ich hatte einen Plan, einen Plan, der von diesem Ferienhaus, von diesem Ort abhing. Ich konnte diesen Plan nicht einfach aufgeben, nur weil dieser aufgeblasene Mann aus irgendeinem Grund glaubte, ein Vorrecht darauf zu haben.

»Ich befürchte, da haben Sie etwas falsch verstanden.« Ich schob den Teller zurück. Mir war der Appetit vergangen. »Sie sind *mein* Gast, also sollten Sie sich entsprechend verhalten. Ich war zuerst hier, und ich werde den Teufel tun und wieder ausziehen. Also werden Sie sich benehmen, oder Sie können Ihre Rückreise in das 70550 quadratkilometergroße Bayern antreten oder wahlweise mit Sack und Pack am Strand nächtigen. Es soll frisch da sein, habe ich gehört. Und schlammig. Wenn Sie Krebse mögen, haben Sie wenigstens etwas zu essen.«

Ich erhob mich und beschäftigte meine stark zitternden Hände, indem ich meinen Teller zur Spülmaschine trug. Innerlich war mir schlecht, während ich rezitierte, was ich gerade gesagt hatte. Ich hatte so kühn, so mutig geklungen, obwohl es in mir ganz anders aussah. Es kostete mich immer wieder Anstrengung, andere Menschen vor den Kopf zu stoßen, selbst wenn es nötig war. Aber ich *wollte* dieses Häuschen. Ich ließ mich nicht daraus vertreiben, nur weil ich irgendjemandem nicht in den Kram passte oder seine Planung durcheinanderbrachte. Es fiel mir schwer genug, mich an neuen Orten einzuleben, und dieses Haus hatte mich mit offenen Armen und Türen empfangen. Ich fühlte mich wohl. Und dieser Kerl, der kein Wort herausbekam, ohne in Gemecker auszubrechen, würde mir das nicht wegnehmen.

Tatsächlich blickte Sebastian mich nun überrascht an. Dann legte er sein Messer weg. »Fein«, sagte er eisig.

Der Stuhl quietschte hässlich, als Sebastian ihn zurückschob und aufstand. Dann ging er zur Garderobe und riss seine Regenjacke vom Haken. Er schlüpfte hinein und zog die schweren Schnürstiefel an, die ihm bis zum Knie reichten. Draußen goss es mittlerweile in Strömen, aber offenbar war ihm sein Stolz wichtiger, als zu verhindern, pitschnass zu werden.

»Ich werde eine Runde spazieren gehen und mir die Krebse schon mal ansehen«, sagte er und knallte die Tür hinter sich ins Schloss.

Seinen Teller und die Brotkrümel darauf ließ er einfach stehen.

\*\*\*

*Vor 13 Jahren  
April*

Irgendwann fragte ich Isolde, warum ich die Tür nicht sehen konnte. In den Filmen, die ich ab und an schauen durfte, waren Türen groß und sichtbar, sie waren aus Holz oder Glas, manchmal auch aus Marmor oder anderen Kostbarkeiten. Das kam auf den Film an. Aber immer war gut erkennbar, dass es sich um einen Eingang handelte.

Meine Tür war anders: Sie versank in der Wand aus hartem Stein, und sie war genauso mattdunkel. Sie verschwamm mit dem Kellergewölbe, das mich umschloss, und gäbe es den Türgriff nicht, hätte ich nicht gewusst, wo die Wand begann und die Tür endete. Wenn ich mich ganz schnell um meine eigene Achse drehte, war der Raum von allen Seiten gleich. Und dann gab es keine Tür mehr.

In der ersten Zeit in diesem Keller hatte ich der Tür keine besondere Bedeutung beigemessen. Ich war verwirrt gewesen und konnte die alte und die neue Wirklichkeit kaum auseinanderhalten, sodass ich erst im Laufe der Jahre auf die Tür aufmerksam geworden war. Und ganz allmählich hatte die Tür mir etwas beigebracht: Sie hatte mich gelehrt, dass ich sie nicht öffnen konnte, niemals, nicht aus eigener Kraft. Ich war hinter ihr gefangen. Ich wusste, dass ich früher, in der Zeit vor meinem fünften Lebensjahr, nicht